

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

142 (21.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Feuergierde

Wenn Sonnenwinde ist, dann läßt die Jugend vielerorts lodrende Flammen zum nächtlichen Himmel schlagen. Draußen auf freiem Feld, auf der Höhe der Berge oder im Fackelzuge durch die Straßen der Stadt. Ein Symbol, aus dem tiefsten Wesen des Menschen herausgehoben. Durch Nacht zum Licht! Und lodrende Flammen fünden uns die Freiheit.

Feuergierde nannte man vor 100 Jahren diese dem Menschen tief eingewurzelte Freude an der Flamme. In jedem steckt sie. In manchen, den Hochadonen, wird die Flammengier allerdings zum Verbrechen mißbildet: viele Brandstiftungen entstehen aus einer mißarteten Erscheinung dieser uralten Feuerlust. Doch, gesund entwickelt, kann die Freude an Flammen von starker, menschenbildender Bedeutung sein.

Es ist mehr als ein Spiel, wenn junge Menschen in nächstlicher Stunde draußen um den Feuerberg stehen oder wenn sie die lodrenden Fackeln durch die Straßen tragen zum Flammenmeer. Sombold sind nötig, um das Unbewußte, Tiefste zu füttern, zu wecken, zu führen. Da im Feuerfackel der Sonnenwinde erleben wir uns. Unser Feuerberg. Unsere glühende Seele. Unsere oft nur von der Höhe des Alltags bedeckt, doch nie erlöschende Glut.

Es brennt da in uns. Da sitzt es in unserer Seele. Nur läßt dieses die Leben des kapitalistischen Zeitalters so selten spüren, wie es da in unseren tiefsten Tiefen brennt. Brennt von Lust nach Freude und Liebe. Nach Leben. Nach feurigem Erleben unserer selbst.

Wir haben Stunden nötig, die uns das Herz ersittern machen, daß wir die tiefste Tiefe in uns ahnen, aus der es lebend und glaubend blüht.

Ohne die Leidenschaft einer feurigen Seele wenden wir die Stunde der Geschichte nicht. Denn es ist wahr, was Lafontaine sagte, daß ohne Leidenschaft noch nie in der Geschichte ein Stein von dem andern gerollt.

Laßt die Flammen Sombold eurer lodrenden Kampferseele sein! Brennen soll es in uns!

Dr. Gustav Hoffmann.

## Bildungseifer

Von Michael Sostikent.

Auf einer großen Fabrik war der Beschluß gefaßt worden, mit aller Energie gegen das Analphabetentum vorzugehen. Das neue Jahr war angedacht. Man fand im Begriffe, die Zehnjahresfeier zu begehen. Und danach würde das neue Jahr ruhig um sein. Trotzdem war noch immer nicht das Analphabetentum abgeholfen. Das war nicht recht. Das war Unkultur. Und so war beschlossen, die Sache energisch anzupacken.

Der Vorsitzende der Kulturkommission unterzog in eigener Person die verschiedenen Dokumente einer Durchsicht. Auch die Geldquittungen sah er durch. Er entwickelte großes Interesse dafür, wie weit die Einnahmen und die Ausgaben waren. Er ließ sich von den Schreibern vernommen. Das Ergebnis zeigte ein Heer von Analphabeten. Ueber hundert. Und kaum dreißig davon besuchten die Analphabetenschule. Daß der Rest sich drückte, war klar. Der Vorsitzende der Kulturkommission verordnete seine Gehilfen um sich und sagte: „Hört mal, Brüder, es gilt, energisch einzusetzen. Morgen Abend um 8 Uhr haben sämtliche Analphabeten sich zu versammeln. Eine Anzeige ist auszuhändigen.“

Die Gehilfen, junge, feurige Burschen, machten sich sofort an die Arbeit und eröffneten die Beratung des Programms.

Der Abend des nächsten Tages ist da. Es schlägt acht Uhr. Die Kulturkommission ist vollständig beisammen. Man setzt sich um den Tisch. Der Vorsitzende liest die Anzeige vor. Die Burschen hören zu. Der Vorsitzende liest: „Brüderlein, wo bleiben die Analphabeten? Habt ihr etwa die Anzeige vergessen?“

„Jedem Kartell hängt eine Anzeige.“

Man wartet. Immerhin finden Analphabeten, wenig aufgeföhrt. Die Versammlung ist gar so gern. So bleibt nichts anderes übrig, als zu warten.

Schon schließt es neun. Doch niemand läßt sich gehen. Der Einsige, der endlich eintritt, kann lesen und schreiben. Nur aus Versehen ist er hierhergekommen.

Zuguterletzt kommt der Vorsitzende der Kulturkommission darauf: „Brüderlein, die Analphabeten verstehen ja nicht zu lesen, wie sollen sie da von eurer Anzeige Kenntnis nehmen?“ Die Burschen geraten in Aufregung. „Da haben sie recht — sie verstehen nicht zu lesen!“

Am andern Tag wird die Sache anders eingeföhrt. Ein Mann geht von Kartell zu Kartell und bringt mit gewaltiger Stimme die Anzeige unter die Leute. So bekommt die Sache ein anderes Ansehen. Der mündliche Weg erweist sich als der richtige. Und ganze vier Mann finden sich ein, ungeredet den Vorsitzenden. An diese vier Mann aber macht sich die Kulturkommission mit aller Energie heran.

(Aus dem Russischen übertragen von Wanda Waldenburg.)

## Allerlei

**Der Mathus vom Regenbogen.** In der Bibel wird bekanntlich berichtet, daß Gott zum Zeichen des Friedens nach der Sündflut den Regenbogen in die Wolken gezeichnet habe. Eine ähnliche Vorstellung hatten schon die alten Bablonier. Ein Unwetter bedeutete ihnen Unglück, wenn nicht danach als Zeichen der göttlichen Barmherzigkeit ein Regenbogen erschien.

\* **Der Schrecklichste der Schrecken.** Ein Freund schrieb an Mark Twain, es ginge ihm bündelschlecht. „Oder gibt es“, schloß der Brief, „etwas Gräßlicheres als Zahnschmerzen und Ohrenschmerzen zu gleicher Zeit?“ Mark Twain antwortete lakonisch: „Allerdings: Rheumatismus und Weitsicht.“

## Gustav Adolf Uthmann

der Sänger des Proletariats

Zu seinem 10. Todestag am 22. Juni 1930

Jede Zeit schreibt ihre Geschichte am wahrsten in den Kunstwerken, die sie schafft.

Hermann Grimm.

Es könnte fast scheinen, als ob der Komponist so vieler bekannter Arbeiterchöre nur für die Arbeiterbewegung geschrieben habe. Wenigstens kann man zu solcher Auffassung gelangen, wenn man bedenkt, wie selten in der Arbeiterbewegung Uthmanns Gedacht wird. Das ist natürlich. Uthmann stand nicht im politischen, gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen Brennpunkt des proletarischen Freiheitskampfes. Er gehörte nicht zu denen, die als Parlamentarier oder als Organisationsführer ihr Schaffen im Vordergrund der Bewegung sichtbar abwickeln konnten. Er war ja nur Sänger!

Herausgewachsen aus der Familie eines Unterbeamten, sollte sein Lebensweg zum Lehrberufe führen. Der frühe Tod des Vaters jedoch diese Pläne. 15 Jahre war Uthmann, als ihm das Schicksal den Vater nahm. Der Zwang des Lebens erforderte von ihm,



den er sich einbannen ließ in den Kampf um die Erhaltung der Familie, der erblindeten Mutter und der Geschwister. Er ergriff den Beruf eines Fährers, den er später mit der Beschäftigung in der Dristanfängerklasse tauschte. So gewann er Einblicke in die Drangsale der proletarischen Menschen. Ihnen widmete er seine Lieder. Die Texte, die er wählte, wurzeln fast ausnahmslos im proletarischen Fühlen und Denken. Er rief hinein in das Heer der Arbeitenden mit seinem gewaltigen „Sturm“:

Die Ihr auf harter Erde haupf,  
Den Höhen fern und fern dem Licht,  
Hört ihn, wie laut der Herbststurm braupf,  
Der alles Morische kniet und bricht!

Er weiß den Proletariats ihre Aufgabe zu, die sie im Kampf um eine neue Gesellschaft zu erfüllen haben. Er rüttelte sie auf:

Der Sturm, der neue Saaten reißt zum Erntemas!  
Wir sind der Sturm!

Überall finden wir ihn in seinen Liedern aufs engste mit dem Kampf des Proletariats verknüpft. Was Andere in Broschüren, in wissenschaftlichen Werken der Arbeiterklasse gegeben haben, das hat Uthmann in seinen Arbeiterchören niedergelegt. Ob er von dem Land Armut singt, ob er von dem Lens jubelt, dem wir entgegenstreiten, ob er die proletarischen Massen aufruft, das heilige Feuer zu schüren, daß weithin es lobe, ob er von dem Banner spricht, das steht, wenn der Mann auch fällt, ob er sein Hoffen mit dem Hoffen des Proletariats verbindet:

Von Bol zu Bol wird Freiheitsodem tauschen,  
Und Menschen werden wieder Menschen sein,  
Und Brüder werden Brüdergrüße tauschen —  
O goldner Freiheitsstag,  
Wir warten Dein!

— überall ist es das für den proletarischen Kampf Notwendige. Unmittelbare, von dem er zu sagen weiß, was er wollte, er hat es selbst einmal niedergelegt in folgenden Worten:

Fort mit allem Kleinlichem, blüht nur auf das leuchtende, herrliche Ziel, künstlerisch Vollwertiges zu erstreben, um dem Gegner imponieren und dem Klassenfeind das Beste bieten zu können — aus eigener Kraft!

So hat er stets gewirkt und die Arbeiterbewegung hat ein Recht dazu, vom Proletariat zu verlangen, daß es Gustav Adolf Uthmann einreibe in den Kreis seiner Führer. Bei jedem Arbeiterfest, bei jeder Kundgebung steht Uthmann inmitten unserer Kämpfe. Er feuert an zum Kampf, er ruft auf zum Hoffen, er weist hin aufs Ziel! Seine Worte sind ein Geschichtsbuch des proletarischen Kampfes:

Wenn spätere Generationen das Gemütsleben des deutschen Arbeiters unserer Tage erschöpfen wollen, so werden sie das Buch der Kampflieder Uthmanns aufschlagen, daraus leuchtet ihnen der Geist und die Seele des deutschen werktätigen Volkes entgegen.

(Karl Werner)

Aus diesem Erkennen sollte am Erinnerungstage für Uthmann eine Pflicht für alle arbeitenden Menschen erwachsen: Uthmanns Kampfliederbuch nicht nur aufzuschlagen, sich nicht nur an seinem Inhalt zu erfreuen, sondern zum Sänger seiner Lieder zu werden.

In diesem Sinne wollen wir auch an seinem Todestag seiner gedenken, uns Holz zu seinem Werk befehlend als Sänger und Kämpfer der proletarischen Klasse:

Schwinde der Freiheit Banner,  
Schwinde es hoch empor,  
Jauchsend mit gewalt'gem Chor!  
Schwinde der Freiheit Banner,  
Schwinde es hoch empor!

Kl.

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Französisch-Verlagsanstalt, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)

41. Seit dem Frühstid, das er gestern morgen noch bei der „Weibe“ erhalten hatte, war er, ohne einen Wiffen zu versehen, umhergezogen. Den Hunger stillen, biese auf die Jagd geben, aber kein Sinn stand nicht danach. Billo war zu sehr um Neveese befangen. Er hätte den ganzen Tag mit bunarigem Magen weiter gelauft, wenn er nicht etwa fünf Kilometer hinter der Wadblütte auf ein letztes Kaninchen in einer Falle geföhren wäre. Das Kaninchen lebte noch. Er löstete es und fraß sich satt. Das Kaninchen lebte noch. Er löstete es und fraß sich satt. In einer von ihnen war ein Luchs gefangen und draußen auf der weißen Eisbede eines Sees beschmiffelte er einen überschnittenen Saufen, der sich als Kabadner eines von den Gifttrotzen Pierrots getöteten Rofschies entwundte. Der Luchs lebte noch und die Stabkette der Falle klirrte hell, als sich der Luchs anichide, Billo einen Kampf zu liefern. Doch Billo hatte keine Luft. Er sog seines Weas weiter und wurde mit einbrechender Nacht immer unruhiger, da er kein Lebenszeichen von der „Weibe“ entbeden konnte.

Nach dem Sturm brach eine herrlich klare Nacht herein. Es war kalt und hell; die Schatten hoben sich plöflich ab, daß sie wie lebende Wesen erschienen. In dieser Nacht kam Billo zum drittenmal ein entscheidender Gedanke. Er war, wie alle Tiere, die vorwiegend von einem einsigen Gedanken zu einer Zeit erfüllt sind, ein Geschöpf, bei dem jeder kleinere innere Antrieb von diesem einen führenden Gedanken beherrscht wird. Und dieser Antrieb in der fernentzogenen Nacht war, so bald als möglich die erste der beiden Wadblütten Pierrots zu erreichen. Dort wird Neveese sein! Ein letzter und superschlüssiger Glaube begann ihn zu erfüllen. In seiner Eile, Entfernungen zurückzulegen, die hätte zu erreichen, überließ er allmählich die Fellen. Die erste Wadblütte lag vierzig Kilometer von der abgebrannten Wadblütte Pierrots entfernt. Fünfzig Kilometer hatte er bereits zurückgelegt, aber der Rest des Weges war am schwierigsten. Auf den ungeschützten Strecken des Waldes lag tief, weicher Schnee, in den er bis zum Bauch einlief. Oft verank er für kurze Zeit völlig in Schneewehen. Zu Anfang der Nacht hörte er dreimal den wilden Grabgejang der Wäffe. Einmal war es ein wildes Triumphgeheul, als die Räuber auf ihren Streifzügen in fünf- bis sechshundert Meter Entfernung drüben im dichten Wald vorbeizogen, aber diese Stimmen lödten ihn längst nicht mehr. Sie stießen ihn ab, diese Stimmen des Hoffes

und des Verrates, und jedesmal, wenn er sie hörte, blieb er stehen und knurte.

Gegen Mitternacht gelangte er endlich zu der kleinen, einem Amphitheater ähnlichen Stelle im Walde, wo Pierrot das Holz zu der einen der beiden Wadblütten geschlagen hatte. Mindestens eine Minute lang stand Billo am Rande der Lichtung. Er hatte die Ohren gespitzt, und seine Augen glänzten vor Hoffnung und Erwartung, während er in der Luft schnüffelte. Doch nirgends ein Rauch, nirgends ein Laut, kein Licht in dem einsigen Fenster der Blütte. Da war Billo bitter enttäuscht. Aufs neue kam ihm seine Einsamkeit und die Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen zum Bewußtsein. Entmutigt ließ er den Kopf hängen, als er durch den Schnee auf die Tür aufschritt. Vierzig Kilometer hatte er zurückgelegt, ohne daß er es wußte, aber jetzt war er auf einmal müde. Der Schnee vor der Tür lag tief, und hier setzte sich Billo winfelnd nieder. Er winfelte aber nicht mehr so fragend und suchend wie noch vor wenigen Stunden, jetzt klang es hoffnungslos, verzweifelt. Eine halbe Stunde lag er sitzend da, den Rücken gegen die Tür gelehnt und das Gesicht der von den Sternen beleuchteten Wildnis zugewendet, als ob ihm dort draußen die flüchtige Hoffnung verbliebe, daß ihm Neveese auf seinem Wege folgte. Dann arub er sich ein tiefes Loch in die Schneewehen und verbrachte die Nacht in unruhigem Schlaf. Mit dem ersten Schimmer des neuen Tages machte er sich wieder auf den Weg. Heute morgen war er noch nicht so wachsam. Untröstlich wie er war, ließ er den Schwanz tief bis zum Boden hängen. Die Indianer sagen „akooewin“, und das ist die Bezeichnung für eine Krankheit des Hundes. Und Billo war krank, nicht am Körper, sondern an der Seele. Seine starke Hoffnung war geschwunden. Er glaubte nicht mehr daran, Neveese je wieder zu finden. Doch die zweite Wadblütte Pierrots am andern Ende des Reviers lödte ihn weiter, nur machte er diesen Weg mit weniger Begeisterung und Eile als den ersten. Er schritt nur langsam vorwärts. Verdacht und Argwohn vor der Tüde des Waldes traten wieder an die Stelle der bisherigen Begeisterung. Vorsicht ging er auf jedes Fangeisen Pierrots und auf jede Wadblütte zu. Zweimal flüchtete er die Föhne, einmal vor einem Rader, der unter einer Wurzel hervor, wohin ihr das Eisen gezogen hatte, in dem er gefangen war, nach Billo geschwarrt hatte, und das zweitemal von einer großen Schneewehen, die den Rader hatte stecken wollen. Jetzt aber als Gefangener am Ende der stählernen Kette hing. Es ist möglich, daß Billo diese Kette für seine alte Gefährtin hielt und daß er sich noch sehr lebhaft an den verräterischen Angriff und an den erbitterten Kampf in seiner Nacht erinnerte, als er, ein junges Tier noch, seinen wunden Körper durch den geheimnisvollen,

schauerlichen Wald schleppte, denn er beschränkte sich jetzt nicht darauf die Föhne zu flüchten: er zerriß die Schnee-Kette in Stücke.

Es gingen viele Kaninchen in Pierrots Fallen. So litt Billo keine Not. Spät am Nachmittag erreichte er die zweite Hütte, nachdem er schon seit zehn Stunden unterwegs war. Die Enttäuschung hier war aber nicht so bitter, denn er hatte nicht mehr viel erhofft. Diese Hütte war noch tiefer eingesehnet als die letzte. Der Schnee lag 90 Zentimeter tief vor der Tür, das Fenster war mit einer dicken Eistruste überzogen. Hier, am Rande einer großen fahlen Stelle, die von dem dichten Wald im Hintergrund nicht geschützt war, hatte Pierrot ein Dach für sein Feuerholz errichtet, und das schlug Billo für einige Zeit sein Lager auf. Den ganzen nächsten folgenden Tag ging er nicht über die Grenze des Reviers hinaus. Er streifte am Rand der fahlen Stelle entlang und suchte die kurze Strecke ab, über die ein halbes Duzend Fallen verteilt waren, die Pierrot und Neveese durch einen Sumpf gelegt hatten, in dem viele Anzeichen für das Vorhandensein von Luchsen sprachen. Das war am dritten Tag, bevor er sich anichide, zum Grey Loon zurückzukehren.

Billo hatte es nicht eilig. Für die vierzig Kilometer von der einen zu der andern Hütte brauchte er diesmal volle zwei Tage. In der zweiten Hütte hielt er sich drei Tage lang auf und am neunten Tag endlich erreichte er den Grey Loon. Hier hatte sich nichts verändert. Es waren keine andern Spuren im Schnee zu finden als seine eigenen, die er neun Tage vorher hinterlassen hatte. Seine Nachforschungen nach Neveese geschahen jetzt mehr oder weniger unfruchtlich, sie wurden eine Art täglichen Ganges. Für eine ganze Woche ließ er sich in dem Sumpf nieder. Zum mindesten zweimal kehrte er täglich zwischen Morgenämmerung und Abend zu dem Indianerzelt und dem Felspalt zurück. Seine Fährte, die im Schnee bald festgetreten war, war so unabänderlich wie Pierrots Jagdweg. Sie zog sich schur gerade durch den Wald zu dem Felspalt und bog dann leicht nach Osten aus, daß sie den gefrorenen Teich, in dem Neveese während des Sommers als Schwimmen pflegte, kreuzte. Vom Felspalt aus führte Billos Fährte kreisförmig durch den Teil des Waldes, in dem Neveese gerne einen Armvoll farnemfrotter Blumen pflückte, und dann zu dem Felsen am Rande der Schlucht, hinunter in die kleine Höhle in der Tiefe und von hier zurück zum Sumpf. Dann aber änderte Billo plöflich seine Lebensweise. Er verbrachte eine Nacht im Indianerzelt und hernach schloß er ständia in dem Felspalt, wenn er sich am Grey Loon aufhielt. Die beiden Deden bildeten sein Bett — sie gehörten zu Neveese. Hier wartete und wartete er den langen Winter hindurch.

(Fortsetzung folgt.)